

# STEFFEN MENSCHING HANS-ECKARDT WENZEL

## Abschied

STEFAN AMZOLL: Schwer anzufangen ein Gespräch mit Clowns?

HANS-ECKARDT WENZEL: Beliebte Frage ist immer: Warum hört ihr auf?

STEFFEN MENSCHING: Das liegt in der Natur der Sache, so zu fragen.

STEFAN AMZOLL: Seid Ihr des Tingelns satt?

STEFFEN MENSCHING: Man kann lax antworten: Wir meinten, zwanzig Jahre wären genug. Und glauben, daß wir diese Form erstmal ausgereizt haben, daß wir uns nicht wiederholen sollten und daß es schwer oder unmöglich ist, aus der Konstellation mehr herauszuholen, als wir bisher geschafft haben. Das sind die Gefahrenpunkte, die wir erkannt haben in den letzten Jahren. Und deswegen haben wir uns entschieden, die Sache abubrechen.

STEFAN AMZOLL: Gibt es denn nur eine Form?

HANS-ECKARDT WENZEL: Nein, es gibt nicht nur eine Form, aber es gibt in der Form, in der Rezeption einen Zwang von seiten des Publikums. Das Publikum fordert eine bestimmte Art von Clown immer wieder ein. Und unsere Versuche, dem zu entkommen, z.B. mit Stücken wie »Der Aufenthalt in der Hölle« nach Texten von Arthur Rimbaud, die wurden nicht angenommen. Sobald wir in eine andere Ebene aufbrachen, etwas experimentierten, ließ es diese Rezeption nicht mehr zu.

STEFAN AMZOLL: Sicher liegt das auch an der Strukturierung der Gesellschaft.

HANS-ECKARDT WENZEL: Wenn oben drauf steht: Wenzel & Mensching, dann will man das haben, was man kennt an ihnen. Also der Kulturbetrieb ist auf absolute Rezeption ausgerichtet. Es darf nur das Neue des Ewig-Immergleichen sein! Das Innovative hat nur einen ganz geringen Prozentsatz dabei zu suchen. Aus dem Grund muß man vorsichtig werden. Wir verkämen zum Diestleistungsbetrieb. Das widerspricht dem anarchistischen Ansatz der Clowns. Der Kulturbetrieb verpflichtet zur Eindeutigkeit. Will der Clown vital bleiben, muß er alles vieldeutig machen, was eindeutig sein will.

Steffen Mensching – Jg. 1958.  
Hans-Eckardt Wenzel – Jg. 1955.  
Liedermacher und Schriftsteller. Beide studierten an der Humboldt-Universität Berlin Kulturwissenschaften/Ästhetik. Seit 1985 arbeiten sie als Clownsduo Wenzel & Mensching. U.a. 1990 Heinrich-Heine-Preis, 1995 Deutscher Kabarettpreis.

Stefan Amzoll – Jg. 1943; studierte von 1968 bis 1972 Theater- und Musikwissenschaft an der Humboldt-Universität Berlin. Er arbeitete im Verband der Komponisten und Musikwissenschaftler der DDR als wissenschaftlicher Mitarbeiter, seit 1977 als Musikredakteur und Redaktionsleiter Ernste Musik bei Radio DDR II. Promovierte 1987 über kulturelle Aspekte des Rundfunks der Weimarer Republik. Nach der Wende Chefredakteur des Kulturprogramms Radio DDR II, übernahm er 1990 die Programmleitung von Deutschlandsender Kultur. Ende 1991 durch Einrichtungschef Mühlfenzl und ZDF-Intendant Stolte vom Dienst suspendiert. Danach einige Monate arbeitslos. Seit 1992 als freier Publizist tätig. Von Stefan Amzoll in UTOPIE kreativ u.a. Gespräch mit Hans-Eckardt Wenzel »Was war dieses Jahrhundert eigentlich?« in Heft 81/82 Juli/August 1997); in Heft 91/92 (Mai/Juni 1998) »Ich ist kein anderer. Hanns Eisler und die DDR – Eine Montage«; in Heft 97/98 (November/Dezember 1998) Gespräch mit Thomas J. Richter »... Erotik findet links statt« und in Heft 109/110 (November/Dezember 1999) Gespräch mit Friedrich Schenker Musik zumpazifistischen Gebrauch

STEFAN AMZOLL: Was war das für ein Publikum, das Ihr über zwanzig Jahre weg bedient habt und das Euch – über alle Wechsel – treu begleitet hat? War der Kreis eher festgefügt oder ein mobiles Gefüge?

STEFFEN MENSCHING: Weiß ich nicht. Ich glaube, nicht so sehr festgefügt, dazu sind in den letzten Jahren viel zu viel junge Leute dazugekommen, die anders sozialisiert waren, die vielleicht von der DDR nur noch frühkindlich, als Jungpioniere etwas mitgekriegt haben, wenn überhaupt. Was das Publikum geeint hat, war das Interesse an einer zeitkritischen, aufklärerischen, frechen, engagierten Kunst, die gleichzeitig Entertainment, Spaß, Nonsense bietet. Diese Mischung, eine Aufhebung von U und E, die wir versucht haben, hat viele Leute unterschiedlichen Alters interessiert und sie hatten Spaß daran.

STEFAN AMZOLL: Offenbar etwas, was es kaum noch gibt.

STEFFEN MENSCHING: Weder in der Literatur noch auf dem Theater gibt es das noch. Der Widerspruch zwischen Verblödung und Avantgarde, dieser Widerspruch ist wieder aufgebrochen, stärker als noch vor zehn, fünfzehn Jahren.

STEFAN AMZOLL: Habt Ihr mal vor Leuten aus dem Establishment gespielt? Die besuchen ja in der Regel beides: in Kriegszeiten mit Vorliebe den »Rosenkavalier«, in anderen Lagen das Kabarett. Und sie erzählen sich, ganz anders als Ihr auf der Bühne, Wirtinnenwitze.

HANS-ECKARDT WENZEL: Wir haben einmal auf einer Ost-West-Tagung gespielt, vor Managern, die sich mit vielen Zahlen herum-schlagen. Unsere Aufführung hat unglaublich gut funktioniert. Ihnen hat das Kraftvolle an unserem Spiel gefallen. Leute, mit denen wir uns unterhalten haben, sagten, sie gingen nie ins Kabarett, sie fänden das grauenhaft! Es lag sicher daran, daß wir eine gewisse artifizielle oder ästhetische Stufe nicht unterschritten haben, selbst wenn wir so taten, als würden wir das. Eine unideologische absurde Sicht. Aus der – das wissen Krisenmanager – entstehen oft Ansätze zu Problemlösungen.

STEFAN AMZOLL: Unterhalb dieser Schwelle würde Blödsinn herauskommen?

HANS-ECKARDT WENZEL: Vielleicht. Die Form der Clown-Spiels ist aber eigentlich sehr offen. Das Konzept ist nicht nur auf eine spezielle Gruppe ausgerichtet. Volkstheater eben. Es kann etwas erzeugen, das auf eine neue Art Gemeinsamkeit stiftet. Schon allein das Lachen, eine Sache, auf die wir gebaut haben, sozialisiert ja ein Publikum neu: in dem Moment, wo alle lachen, kann keiner denken, in diesem Augenblick sind alle gleich. Und dieses Moment einer rhythmischen Synchronisierung von sehr verschiedenen Erfahrungen trägt soziale Utopie in sich.

STEFAN AMZOLL: Das Feudalsystem DDR bot diversen Höflingen der Kunst Unterschlupf. Habt Ihr jemals die Hofnarrenrolle gegeben?

STEFFEN MENSCHING: Eigentlich haben wir uns nie so gefühlt. Dazu waren wir weder in der DDR noch in der jetzigen Gesellschaft integriert genug. Wir lagen immer dazwischen, in einer Zwischensituation und -stellung. Weder im Osten noch im Westen sind wir in die offiziellen Gremien der Kunst hineingeraten. Weder in die Akademien noch in sonstige Bereiche der Kunstehrerung.

STEFAN AMZOLL: Kunst, in der gelacht werden kann, wird in Deutschland nicht sonderlich ernst genommen.

STEFFEN MENSCHING: Das hat sich, glaube ich, gehalten. Im Osten wie im Westen. Mitunter hatten wir in der DDR das Gefühl, privilegiert zu sein oder einen anonymen Gönner zu haben, der seine Hand über uns hält. Wir konnten eben Dinge machen – das hing schon zusammen mit dem Narren, den wir darstellten –, die andere sich zumeist nicht trauten oder wofür sie mit Schwierigkeiten belegt wurden.

STEFAN AMZOLL: Wurdet Ihr gar von bösen Elementen vorge-schickt?

STEFFEN MENSCHING: Dieses Rätsel ist noch unaufgelöst. In gewissen Stellen gab es durchaus Leute, die das kalkuliert haben und die die Spielwiese, die intellektuelle Kritik absorbiert, wollten. Etwas mußte ja zugelassen werden, Ventilfunktionen z.B., die man ja auch hatte. In solchen Systemen hat man gearbeitet, das wußte man. Wir haben allerdings nie auf den Festen und Empfängen der Autoritäten gespielt. Wir waren bei den Leuten unten. Nicht mit denen da oben, mit ihnen haben wir unsere Narreteien ausgetauscht.

STEFAN AMZOLL: Könnt Ihr Euch an kritische Lagen erinnern, wo es wirklich spannend wurde, wo es ans Eingemachte ging?

HANS-ECKARDT WENZEL: Spannend war die Zeit der Wende, nachdem wir im September '89 die Resolution der Rockmusiker und Liedermacher entworfen hatten und mit einer Szene bereits den Niedergang Mielkes gespielt haben, ein Spiel über die Spekulationen des Thronfolgers ect. pp. Da war eine eigenartig explosive Stimmung, wirklich jede Pause und jedes Komma wurden mit Bedeutung aufgeladen. Wenn man ein Meßverfahren herstellen könnte, das die Geistigkeit in Sälen feststellt, dann gehört das, glaube ich, mit zu den unglaublichsten Momenten, die es auf deutschen Theaterbühnen gegeben hat. Etwas, was uns auch geprägt hat und gezeitigt hat, welche Brisanz sich herstellen kann in der Öffentlichkeit, wieviel Lebendigkeit entstehen kann.

STEFAN AMZOLL: Auch wieviel Ablehnung?

HANS-ECKARDT WENZEL: Die Leute haben uns ja nicht nur belächelt, sie haben uns auch beschimpft und sind uns angegangen. Das gehört dazu, daß man zwar als Clown darauf aus ist, einen Konsens mit dem Publikum herzustellen, die Leute aber auch zum Lachen zwingen kann über Dinge, die sie gar nicht belachen wollten.

STEFAN AMZOLL: Brecht hat das mit der Teilung des Publikums beschrieben.

HANS-ECKARDT WENZEL: Dieser Vorgang ist durch die aufgewärmte Avantgarde verkommen. Viele meinen, wenn Leute deren dilettantische Auswüchse nicht gut finden, dann wäre das eine Publikumsteilung. Faule Ausreden.

STEFAN AMZOLL: Brach auch mal der Dialog mit dem Zuschauer ab?

HANS-ECKARDT WENZEL: Das ist ein interessanter Punkt, wenn man die Zuschauer alleine läßt und nichts vermittelt. Dann ist der Widerspruch zwischen den Clownsmasken, die scheinbar nur zur Freude der Welt existieren, und dem, was sie bieten, um so größer. Unsere ersten Erfahrungen nach der Wende im Westen auf Kleinkunstabühnen haben dies bestätigt. Die Leute waren unglaublich verunsichert, wie wir uns so kostümieren und philosophisch daherreden konnten. Das war nicht zusammenzubringen.

STEFAN AMZOLL: Die »Nichts-Szene«, die Ihr gespielt habt, paßt ans Ende Eurer Clownskarriere. WEH sagt: Früher sorgte sich die Menschheit, irgendwas hinzukriegen, und heute es wieder wegzukriegen. Tangiert das auch die Abschlußfahrt der Lokomotiven der Geschichte, die Walter Benjamin am liebsten angehalten hätte?

STEFFEN MENSCHING: Jein. Man kann den Satz zwar, muß ihn aber nicht geschichtsphilosophisch untermauern. Der Gedanke meint vieles, etwa auch den Umgang mit individuellen Biographien. Wenn man jedoch Benjamins Satz ernst nimmt, daß der Geschichtsprozeß angehalten werden müsse, so bedeutet das: Es sind die permanenten Beschleunigungen im Produktionssektor, die immer rascheren Abläufe der Vermarktung, die die Welt zerstören. Und eine Umkehr ist nicht in Sicht.

STEFAN AMZOLL: Und wie reagiert Ihr als Clowns?

STEFFEN MENSCHING: Wir machen genau das Gegenteil. Wir widersprechen mit unserem Spiel dem Effektivitätswahn. Wir bedienen das System nicht, wir sind die Aussteiger aus dem System.

STEFAN AMZOLL: Das Weltunternehmen Kapital, es endet im Sumpf?

STEFFEN MENSCHING: Der Betrieb kann zwar noch existieren, aber die Geschichte läuft längst auf der Schiene der Selbstzerstörung. Wir zeigen Möglichkeiten, um die Individuen gebracht werden und wieviel bewahrt werden kann und wieviel zu gewinnen ist.

STEFAN AMZOLL: Wie spielt man das?

HANS-ECKARDT WENZEL: Es ist auch das: ein Produkt, das funktioniert, hat die Pflicht, in dieser Gesellschaft permanent vorhanden zu sein. Die Abwesenheit von etwas Kostbarem wird in dieser Gesellschaft nicht für möglich gehalten. Und dieses Produkt, diese beiden Clowns, begeben sich jetzt in die Abwesenheit. Sie verenden nicht, sie sind nicht gestorben, sondern sie werden unsichtbar für die Leute. D. h., sie behalten ein großes Stück ihres Geheimnisses und auch ihrer utopischen Potenz, und sie geben nur wenig von ihrem Selbst der Profanität des Marktgeschehens preis. In dem Sinne funktioniert vielleicht der zitierte Satz, daß es schwierig ist, etwas zu beginnen, aber schwieriger, etwas zu beenden, abwesend zu machen. Das reflektiert die »Nichts-Szene«. Denn das Nichtanwesende ist ja das Utopische. Das Anwesende trägt keine Utopie in sich, es trägt die Realität des Gebrauchs in sich.

STEFFEN MENSCHING: Wir hatten diese Überlegung auch immer bei der Frage, ob wir aufhören oder weitermachen sollten. Die Wendenmonate waren z. B. eine Zeit, in der es dringlich war, weiterzumachen und Verantwortung auf sich zu nehmen. Gerade unsere Mittel waren da wichtig: etwas über die Zeit auszudrücken, ohne plump zu werden. Nicht anders in der Zeit danach. Vieles war weggebrochen und schnell verschwunden. Und wieder sagten wir, man müsse weitermachen. Jetzt steht man vielleicht nicht mehr so sehr in der Verantwortung.

STEFAN AMZOLL: Jetzt, wo alles abgeräumt ist?

STEFFEN MENSCHING: Ne, man kann aber meinen, das Publikum sei jetzt in einem mündigeren Stadium und könne ohne uns auskommen.

HANS-ECKARDT WENZEL: Man darf bei allem nicht vergessen, daß die Kulturlandschaft sich jetzt etabliert hat. So wie sie ist, wird sie uns eine Weile beherrschen. Die Klubs werden geschlossen, immer mehr Veranstaltungsorte verschwinden oder begeben sich auf kommerzielle Bahnen. Einige Bühnen befanden sich, wie wir, in ihrer letzten Spielzeit. Ein allgemeines Abschiednehmen. Die kulturelle Wüste wächst.

STEFAN AMZOLL: Vielleicht auch die Chance einer neuen Kultur.

HANS-ECKARDT WENZEL: Zum Teil. Aber zumeist ist es bloß ein merkantiles Herumhantieren, eine Sache zum Geldverdienen, weil, man kann im Kultur- und Kunstbereich auch auf eine schöne Art Geld verdienen, wenn man dem Zeitgeist und dem Zeitgeschmack entspricht. Die großen Institutionen werden reich damit. Das geht mit dem Erkenntnisanspruch, den wir haben, nicht überein. Es fehlen die Räume, und das Bedürfnis, so zu denken, verschwindet zusehends. Zumindest erscheint es so in der Öffentlichkeit.

STEFAN AMZOLL: Heißt das, ganz neu nachzudenken?

HANS-ECKARDT WENZEL: In dieser Situation muß man sich neu besinnen. Wo sind die Orte, an denen man Realität darstellen kann? Sind es noch die Clowns? Man muß die Mittel immer anzweifeln. Es reicht nicht, daß etwas funktioniert. Man muß das Gefühl haben, der präziseste Blick auf die Welt ist möglich.

Das war in den letzten Jahren nicht mehr sicher in unserer Clownsunternehmung. Es hat zwar funktioniert, und je mehr man den Anspruch herausgenommen hat, desto besser hats funktioniert. Aber das ist natürlich nicht das, wofür man sein Leben in die Waagschale werfen würde.

STEFAN AMZOLL: Auch Euer letztes Programm verhandelte sehr ernste Probleme: das fortgesetzte Siechtum des Restglobus, den Zentrismus Deutschland als Europa, Europa als Deutschland, die Logik der Fremdenfeindlichkeit. Die Szene, Die, wo wir geglaubt hatten ... (aus: Der Abschied der Matrosen vom Kommunismus), bringt Sprechgirlanden oder -ketten. Der Nonsens der Schleife, die Wort- und Satzkombinationen wiederholt und abwandelt, funktioniert manchmal wie Minimal Music. Ausdruck eines Schreckens ohne Ende?

STEFFEN MENSCHING: Wir haben programmlich eine Essenz gegeben, beispielhafte Texte, Szenen, Lieder. Das hat zu einer Konzentration geführt. Das letzte Programm war ein Potpourrie-best-of-Abend. Die Sprechgirlande auf die Fremdenfeindlichkeit ist sieben Jahre alt.

STEFAN AMZOLL: Aber das Problem ist nicht weg. Deswegen habt Ihr das ja immer wieder gemacht.

STEFFEN MENSCHING: Die äußeren Bedingungen haben sich sehr stark geändert. Man merkt atmosphärisch, daß die Wunde viel schlimmer ist als angenommen. Es ist eben mehr als bloß eine Irritation. Hier kippt mehr ...

STEFAN AMZOLL: Ihr kramt in Die, wo wir geglaubt haben ... unter der Oberfläche und fragt, wie kommt so etwas wie Rechtsextremismus, Neonazismus, Wut aufs Fremde zustande.

HANS-ECKARDT WENZEL: Es ist zum einen, was Menschling eben beschrieben hat. Zum anderen: Als Künstler hat man antizipatorisches Interesse, d. h., man schreibt nicht unbedingt, was im Augenblick interessiert, sondern man legt Wert auf die verborgenen Realitäten, die vielleicht erst in ein paar Jahren akut interessieren. Und so haben sich viele Szenen, die wir jetzt durchgesehen haben für diesen Abend, auf einmal als haltbar und kraftvoll erwiesen. Wir haben sie wieder benutzt, und jetzt treffen sie auf ein anderes Bewußtsein. Manchmal schließen sie sich eher auf, als vor sechs Jahren vielleicht.

STEFAN AMZOLL: Und die Beschreibung folgt ganz der Eigenart der Clowns?

HANS-ECKARDT WENZEL: Sie beschreiben auf naiver Stufe unterbewußte Strukturen. Und indem sie in diesen unterbewußten Strukturen wie Kinder im Traum etwas entdecken, formulieren sie viel genauer, weil sie ihre eigene Schuld mit einbeziehen. Im Traum ist man auch immer schuld. Nur im wirklichen Leben, durch die moralische Verstellung der Interpretation, scheint die Schuld bei andern zu liegen. Indem man das verweben kann in solchen Text- oder szenischen Collagen, trifft es auch den Zuschauer; er erkennt sich darin.

STEFAN AMZOLL: Wächst das Erschrecken über diese Realität, wenn Ihr die wohlige Decke des Normalen wegzieht und die Sonde in den Schoß steckt?

HANS-ECKARDT WENZEL: Wenn man begreift, die Realität bin auch ich. Ich bin auch die Fremdenfeindlichkeit, auch wenn ich moralisch dagegen bin! Die geistige Hygiene besteht darin, das bloßzulegen und zu fragen, wo die Gefahren sind, damit sie nicht wuchern können.

STEFAN AMZOLL: Gabs mal in Sälen Feindberührung mit Rechten oder dem Normalbürger mit Kitsch- und Aufklatschecke?

STEFFEN MENSCHING: Eigentlich nicht. Wir haben nie, sagen wir, Ghetto-Veranstaltungen gemacht. Wir hätten gern mal im Gefängnis gespielt. Nach der Wende vor allen Dingen, als das möglich war. Das hat sich nicht ergeben. Aber das Interessante an Die, wo wir geglaubt haben ... ist ja, daß die Szene sich nicht an Fascho- oder Skinverhalten orientiert, sondern wir bieten Bier- oder Abendischchauvinismus. Unser Freund Heiner Maaß, der lange mit uns gearbeitet hat und vor anderthalb Jahren gestorben ist, war weiß Gott kein Ausländerfeind, aber irgendwann kam er dann einmal an und sagte: Also diese Hütchenspieler auf dem Alex, das sind ja alles Verbrecher. Das ist vox populi. Wenn man nicht auch ernst nimmt, was da für Ängste und Urteile (nicht nur Vorurteile) existieren, dann ignoriert man das Problem. Dann kann man es zwar moralisch werten und sagen: ich bin nicht a priori gegen Ausländer; es zu sein, das gehört sich nicht. Aber das überzeugt natürlich niemanden.

STEFAN AMZOLL: Und wie geht Ihr vor?

STEFFEN MENSCHING: Wir haben versucht, die Logik solcher Denkvorgänge zu zeigen und weiterzuführen. Besagte Szene nimmt diese Irritationen auf, mit denen man nicht klar kommt, die ungewöhnlich sind, und führt sie fort in der Logik eines Denkprozesses. Ich denke, das hilft viel mehr, absurde Urteile übers Fremde in Frage zu stellen, als der moralische Zeigefinger.

HANS-ECKARDT WENZEL: Dieser Wortblock oder diese Girlande, wie Sie sagen, operiert immerzu mit den gleichen Vokabeln. Durch andere syntaktische Strukturen und Betonungsverschiebung erzeu-



gen sich immerzu andere Inhalte, die nicht ganz klar aufschlüsselbar sind. Man führt vor, wie wenig das Problem verbal lösbar ist. Alles wird totgeplappert und letzten Endes ist gar nichts lösbar. Das ist das Problem, in dem man existiert. Das Wortmaterial hat nur seinen Sinn, wenn es im gestischen Zusammenhang funktioniert. Als Wortmaterial selbst ist es letztlich die permanente Hure.

STEFAN AMZOLL: Aber es gibt Ausnahmen, die die Regel bestätigen. Auch welche, die dagegen angehen.

HANS-ECKARDT WENZEL: Lyrik versucht diese Verhuring zu umgehen, indem sie Sprache schärft und Ausschließlichkeiten herstellt. Der Zustand in unserem politischen Vokabular aber ist verheerend.

STEFAN AMZOLL: Die eigentlichen Reden der hohen Politik finden ja an den Luxustischen statt, an denen die Herrschaften zu speisen und ihre Interessen abzugleichen pflegen. – Mir fällt da Erich Frieds Band ein mit Gedichten und dokumentarischen Texten: Höre, Israel!. Er bekämpft darin den Rassismus der einst selbst rassistisch Verfolgten. Texte jüdischer Staatsgründer zerlegt Fried in Versform und hebt auf diese Weise Einzelheiten, Betonungen, Beziehungen hervor, ohne ein Wort zu verändern. Wäre nicht so ein »Höre, Deutschland!« jetzt nötig und denkbar?

STEFFEN MENSCHING: Es ist schon ein Unterschied, wenn Fried das erste Gebet der Juden zitiert und sich an sein Volk wendet als österreichischer Jude, der nach England emigrieren mußte. Das ist eine andere Art von Identität, als ich sie zum Beispiel hätte mit Deutschland. Für mich ist das Wort Deutschland immer noch – trotzdem ich in Deutschland lebe – ein historisches Wort. Ich gebrauche den Begriff historisch. Deutschland ist für mich – mag das gefallen oder nicht – 1945 auseinandergefallen. Und die staatliche Neufindung, wie sie geschehen ist, kann ich für mich immer noch nicht akzeptieren – emotional. Das hätte vielleicht geschehen können, wenn eine andere, eine dritte Qualität in diesem Staat, in dem wir jetzt leben, Bedeutung erlangt hätte. Die beiden einst geteilten Hälften wuchsen nicht zusammen. Es ist eine erweiterte Bundesrepublik, in der wir leben. Insofern hätte ich Schwierigkeiten, so einen Appell an das Land zu richten. Das liegt mir nicht.

STEFAN AMZOLL: Identitätsschwäche. Ist das wirklich eine Schwäche?

HANS-ECKARDT WENZEL: Ich glaube, das ist die deutsche Identität. Dieses Land ist eigentlich nie anzunehmen, und wenn es angenommen wurde, dann in einer Dumpfheit, die immer in puren Nationalismus umgeschlagen ist. Also dieses Immer-weg-wollen aus Deutschland (das die Identitätsschwachen verspüren) rührt daher. Russen wollen zurück in ihre Vergangenheit und Deutsche wollen in ein anderes Land. Das ist Identität. Wenn man die Novemberabende hier erlebt, dann versteht man das. Aber man versteht es auch aus der Geschichte. Es hat immer eine Antigeistigkeit



gegeben. Dieser eingefleischte Intellektuellenhaß, der Brumaire, die Nebelmonate sind es, die uns bestimmen. Dieser Haß gebärdet sich jetzt nur anders. Die Dandys, die schicken Leute vom Feuilleton, die tun nur so; eigentlich sind sie Antiintellektuelle. Sie übernehmen zwar das Vokabular von Intellektuellen, aber im Kern sind sie Kleinbürger, die sich hochgespielt haben in wichtige Positionen.

In diesen Räumen fühle ich mich nicht wohl. Ich nehme mich da immer mehr heraus. Das raubt mir jegliche Lust, zu formulieren und zu arbeiten.

STEFAN AMZOLL: Lust an der Arbeit, die aus der Realität kommt, sich an ihr abarbeitet?

HANS-ECKARDT WENZEL: Über der Realität, die wir zur Verfügung haben, liegen fünf, sechs verschiedene Schichten von Ideologien. Und durch die hindurchzukommen, wird immer schwieriger.

STEFAN AMZOLL: Günter Grass sagt in seiner Nobelpreisrede, daß sich der Schriftsteller jetzt mit Vergnügen dort herumtreiben solle, wo die Verlierer der Geschichte am Rande stehen. Das meint die Entrechteten, Ausgeplünderten, Ausgegrenzten, denen am Turbokapitalismus rein nichts heilig ist. Wie versteht Ihr das angesichts jener Bürde der fünf, sechs Schichten von Ideologie, die wie Ozonschichten das System verhüllen?

STEFFEN MENSCHING: Wenn Grass das so sagen kann, dann ist er (vermutlich) ein glücklicher Mensch. Ich will nicht bestreiten: Er hat diesen Anspruch wirklich gelebt, in seinen besten und mutigsten Äußerungen. Ich meine nicht die zum Kosovo-Krieg. Er hat die von mir sehr geschätzte Gabe: zum falschen Zeitpunkt wagen, das Richtige zu sagen. Grass, Teil der Minderheit von Großschriftstellern, die manches riskiert haben, war immer wieder gut für Skandale, die nicht um des Skandals willen vom Zaune gebrochen wurden.

STEFAN AMZOLL: Was bedeutet das, Helfer-sein-wollen, der Demokrat Schulter an Schulter mit den Verlierern?

STEFFEN MENSCHING: Das ist der Knackpunkt bei Grass. Er will eingebunden sein ins System. Bei der Auseinandersetzung mit Holzmännern und den Banken kommt automatisch die Frage wieder hoch: Ja, wer regiert denn eigentlich in diesem Land? Die Politfunktionäre sind Pappkameraden. Jedenfalls habe ich meine Schwierigkeiten mit so einem uraltszialdemokratischen Anspruch.

Es ist schlicht Illusion zu glauben, daß man die faktisch Regierenden überzeugen könne, eine andere Politik zu machen. Der Sozial-Demokrat hört den Ruf, und er folgt ihm. Die ausgestiegene Frau Hildebrandt, ich schätze sie durchaus, läßt sich bei SPD-Parteitagen eben abbilden in fröhlicher Eintracht mit Herrn Schröder, so als wäre nichts gewesen.

HANS-ECKARDT WENZEL: Das, was Sie von Grass zitiert haben, ist eine Weltsicht, die hat ihren Kern im moralischen Impetus des 19. Jahrhunderts. Daß diese Einflußnahme von Kunst und Literatur eben nicht funktioniert, hat das 20. Jahrhundert bewiesen. Die Aussteiger, von Baudelaire bis Brecht, die es abgelehnt haben, moralisch zu argumentieren, waren sicher, daß nicht der Appell etwas bewirkt. Nein, wir müssen die Strukturen bloßlegen! Wir müssen zeigen, was stattfindet mit uns, und nicht aufrufen zur Güte. Denn moralisch ist letztendlich jeder einverstanden, daß es jedem einmal gut gehen solle. Aber darüber ändert sich nichts. Das ist eine verwässerte christliche Haltung, die sich im späten 19. Jahrhundert etabliert hat ...

STEFAN AMZOLL: Die folgenlos ist.

HANS-ECKARDT WENZEL: Das ist keine Kunst, wo man sagt: Er hat recht, okay, und nichts sonst. Die Funktion von Kunst, so wie ich sie sehe, besteht darin, die unbegreifbaren Phänomene der Welt kenntlich zu machen und zu zeigen, worin die im Grunde liegen. So etwas bildet keine Sprache ab, keine Politiksprache, nix bildet das ab. Das kann nur die Kunst tun.

STEFAN AMZOLL: Und wenn sie's nicht tut?

HANS-ECKARDT WENZEL: Dann setzen Verrohung und Barbarei ein. Ein gefährlicher Zustand, in dem sich unsere reichen Nationen befinden. Es müssen Unmengen an Geldern ausgegeben werden zur Bewahrung einer bewahrenswerten Kultur. Aber das, was an Lebenskultur nötig ist, wird immer mehr vernachlässigt.

STEFAN AMZOLL: Gewiß, dieses Befangensein im 19. Jahrhundert, dieser rigide moralische Anspruch, der auch bei Albert Camus sehr stark ist, verstellt den Blick. Andererseits kennt Grass – um bei ihm zu bleiben – die Strukturen und durchschaut die Mechanismen der Herrschaft. Wie aber, daß Grass den NATO-Krieg gegen Jugoslawien in seinen Grundstrukturen nicht erkennt? Obsiegt in dem Fall die Moral über die Ratio?

STEFFEN MENSCHING: Zunächst: Grass hat den Nobelpreis für seine literarische Leistung erhalten, nicht für seine politischen Statements. Das soll wenigstens unterschieden sein. Die besten seiner Bücher waren Aufrisse der Zeit, die Blechtrommel z.B. Und: Während des Kosovokrieges war er nicht der einzige, der die NATO-Seite unterstützt hat. Bei Grass wirken dabei Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges nach, die Verzögerungstaktik der westlichen Staaten schon vor dem Krieg, die Verschleppung der 2. Front usw. Im Fall des Jugoslawienkrieges hat die Gleichsetzung Hitlers mit Milošević diesen Druck ausgeübt: jetzt müsse etwas geschehen, damit der zweite Holocaust verhindert werde. Meine jüdischen Freunde in Amerika haben diese Gleichsetzung als etwas Infames, Schamloses empfunden, als Bagatellisierung eines unvergleichlichen Verbrechens. Fraglos ist die Situation im Kosovo

schwer zu lösen, und die Delikte dort sind keine Kavaliersdelikte. Aber für mich ist klar, daß mit militärischen Operationen die Probleme in dieser Region generell nicht lösbar sind. Die Alternative sind radikale zivile Lösungen ...

STEFAN AMZOLL: Nur, die sind leider nicht d'accorde mit den Interessen der sogenannten Internationalen Gemeinschaft. Und Interessen scheren sich bekanntlich einen Dreck um die Menschenrechte.

STEFFEN MENSCHING: In Tschetschnien passiert genau das gleiche.

STEFAN AMZOLL: Es ist ja bei fast allen Kriegen so, daß man sich den Gegner aufbaut, ihn sich zur Bestie zurechtschneidert, um dann um so grausamer auf ihn los zu gehen. Nachdem 1939 SS in polnischer Uniform den Sender Gleiwitz überfallen hatte, schrie es aus allen Röhren: »Um vier Uhr fünfundvierzig wird zurückgeschossen«. Das ist ja der Punkt. Was ist passiert, daß jetzt so viele Intellektuelle die Sprache verlieren und eine große Verwirrung umgeht?

HANS-ECKARDT WENZEL: Ich will einmal etwas weiter ausholen. Mit dem Zusammenbruch des realen Sozialismus und der Diskussion über den Stalinismus setzte ja ein Stück Bewußsein ein, daß selbst gute Zwecke nicht mit schlechten Mitteln durchsetzbar seien. Diese jesuitische Moral, der Zweck heiligt die Mittel, hat sich, historisch erneuert, auf grausame Weise ad absurdum geführt. Und jetzt beginnt das Eigenartige, daß im Grunde linksliberale Intellektuelle dieses Gedankenmuster wieder aufbauen. Das fand ich das Verheerende. In einer Situation, wo man glaubte, jetzt müßten diese Strukturen vom Tisch sein, die Geschichte hat das vorgeführt, alle redeten davon, aus der Geschichte zu lernen, setzen sie genau dort an und meinen: ja, das sind zwar keine guten Mittel, aber man müsse das machen, der Humanität oder der Menschenrechte wegen. Diese eigenartige Lernunfähigkeit der Intellektuellen gerade in Deutschland ...

STEFAN AMZOLL: Die Aversion gegen den Krieg war im Osten Deutschlands viel größer als im Westen.

HANS-ECKARDT WENZEL: Die Diskussionen bei Konzerten im Westen waren verheerend. Also soviel Blödheit habe ich selten erlebt an Argumentation, bloß damit die sich irgendwie beweisen konnten, es wäre eine gute Tat, die die Menschheit retten würde. Und daß diese Strukturen noch möglich sind, das erschreckt mich sehr. Es ist eigentlich eine Wiederholung des Stalinismus auf geostrategischer Ebene. Diese alten Mittel werden wieder gesellschaftsfähig.

STEFAN AMZOLL: Es fing schon an beim Golfkrieg.

HANS-ECKARDT WENZEL: Der Punkt war, als man wieder sagte: Der Krieg ist ein legitimes Mittel, um internationale Konflikte zu lösen.

Dann braucht sich keiner zu wundern, wenn in Tschetschenien, auf dem Balkan ... Kriege beginnen. Warum sollen das andere Staaten nicht auch machen? Eine ganz normale Umgangsform der zivilisierten Welt! Die Verlogenheit im Reflektieren dieser Vorgänge ist das Verzagen vor der Einsicht, daß es keine lernfähige Rasse sei, in der man lebt.

STEFFEN MENSCHING: Es war, als es den Osten noch gab, modisch und erfolgreich, im Westen zu existieren und so eine Zwischenposition einzunehmen. Eine kritische Stellung zu beidem, zur westlichen Welt und zum östlichen Experiment. Heute will man zu den Siegern gehören und eine Identität haben in seinem Staate. In den 70er Jahren wäre das ein Armutszeugnis gewesen. Wer als Intellektueller auf sich hielt, war non-konform, der war in Opposition zu den östlichen Stalinismen und den Verlogenheiten der westlichen Demokratie. Jetzt ruht der intellektuelle Bürger in sich und ist zufrieden mit seiner Zufriedenheit. Jetzt pflegt man das Gefühl des Angekommenseins im Hafen der Geschichte. Enzensberger ist eben angekommen, er hat – innerlich-geistig – die richtigen Entscheidungen getroffen – was dem Werk zugute kommt, das nun bald abgeschlossen sein wird. Immer den Stachel zu löcken und in Unruhe zu leben, wie es etwa Erich Fried getan hat, und sich zwischen alle Stühle zu setzen, das tun heute die wenigsten.

STEFAN AMZOLL: Düster, dieses Intellektuellenbildnis.

STEFFEN MENSCHING: Ich denke, diejenigen, die immer aneckten, gelten heute als Fossile, Anachronisten und Neanderthaler, während der ewig mitparlierende Rhetor dem geistigen Jetztzustand das Gepräge gibt.

STEFAN AMZOLL: Es scheint, das Bild stimmt, das der alte Heraklit entworfen hat: Mit dem Sieg beginnt der Niedergang. Wird das heute gesehen?

HANS-ECKARDT WENZEL: Es ist an der menschlichen Geschichte ablesbar, daß es nur in Not- und Krisensituationen zu dem notwendigen Denken gekommen ist und daß alle Staatsformen oder auch -Personen, die sich sicher fühlten und als Sieger fühlten, das kritische Verhältnis zu ihrer Realität eingebüßt haben. Und in dem Punkt beginnt der Zerfall der Intellektualität oder der Kultur. Nichts ist so schlimm wie sich sicher zu fühlen. Aber in unserem Selbstverständnis und auch in den kulturellen oder sozialpsychologischen Grundmustern, in denen wir leben, gilt das nicht. Da ist es so: Nur der Erfolgreiche, der Sieger ist eigentlich der Interessante. Und der Fehler, den jeder Mathematiker als das Wichtigste beschreibt, ist das Schlechteste. Das ist etwas, das keine Vitalität produzieren kann. Ein Sieger zu sein und erfolgreich, das ist wirklich das Allerallerschlimmste.

STEFAN AMZOLL: Der Verlierer ist der eigentlich Glückliche?

HANS-ECKARDT WENZEL: Die Geschichte der Menschheit ist die Geschichte ihres Unglücks. Das Glück interessiert keinen, das Glück ist nur ein Ausnahmezustand. Und wenn man das vergißt und es auch nicht mehr reflektiert, dann verliert man die Beziehung zur Realität. Ich habe ein sehr schönes Beispiel gehört von einem Kapitän, der ein Schiff in eine Bucht voller gefährlicher Riffe steuern muß. Er hat keine Karten. Er fährt also hinein. Es gibt zwei Möglichkeiten: er strandet und geht unter, dann kennt er die Realität, dann weiß er, wo die Riffe sind, oder er kommt durch, durch Zufall, dann wird ihn diese Realität nie interessieren, und er kennt sie nicht und verdrängt ihre Gefahr.

STEFAN AMZOLL: Zitat Steffen Mensching: Wir befinden uns auf der Flucht vor einer Vergangenheit in eine noch schönere Zukunft.

STEFFEN MENSCHING: Den Satz hat uns Peter Ensikat so ähnlich aufgeschrieben; er war logisch; allerdings war er mir zu banal, so daß ich ihn umgedreht habe.

STEFAN AMZOLL: Der Satz fiel in einem Programm zu 50 Jahre Grundgesetz in der Berliner Philharmonie am 8. Mai 1999; eine Schar Kabarettisten gab sich dort die Ehre und spielte vor viel Jugend, die Eure Nachdenkspiele augenscheinlich nicht recht verstanden haben.

STEFFEN MENSCHING: Das, was wir an dem Abend machten, war nicht kompatibel. Wir paßten nicht rein, weder unsere abgerissene Kostümierung noch die hinterhältigen Anachronismen, die wir verkörpern. Was bei solchen Gelegenheiten immer zu gehen scheint, sind elegante Parlandi, charmant wie wortwitzig, neckische Sticheleien und mal 'ne scharfzüngige Formulierung. Dieses abgefahrene Profane und Obszöne, das wir geboten haben, hat doch sehr verwirrt.

STEFAN AMZOLL: Da gehts wirklich ans Eingemachte. Und sei vorläufig auch Schluß bei Euch, fragen will ich, was die clowneske Optik ausmacht, welche Einstellungen Ihr bevorzugt, auch, wie Ihr methodisch vorgeht?

HANS-ECKARDT WENZEL: Man muß immer versuchen, den Gegenblick einzunehmen. Man muß die Position wechseln, das Denksystem verlassen und von außen eine Frage stellen. Das ist ja das clowneske Prinzip. Man verläßt die Logik, die es gibt. Der Clown Grog hat, weil sein Stuhl so weit vom Flügel wegstand, nicht den Stuhl rangeschoben, sondern den Flügel. Weil, er ist das wichtigere, er hat sich nicht nach den Dingen zu richten, sondern die Dinge nach ihm. Dieser andere Blick ist es, der das ermöglicht. Das ist ein Maß hoher Naivität, so zu fragen. So fragen Kinder. Das ermöglicht, die falschen Konstruktionen, das Aufgeblähte und das Pappmaché zu entkleiden. Man erkennt das Gerüst, wenn man einmal eine komische Gegenfrage stellt.

STEFFEN MENSCHING: Es ist zweierlei auseinanderzuhalten. Einerseits erfindet man die geplanten Absurditäten am Schreibtisch und andererseits arbeitet man auf der Bühne mit bestimmten Mustern, die man beim Schreiben entdeckt hat, weiter. Das ist der Vorteil langer gemeinsamer Arbeit auf der Bühne. Viele der abstrusen Wendungen zum Beispiel in der Notenständer-Szene sind auf der Bühne entstanden; teils haben wir sie wieder aufgegriffen, teils wieder verloren oder verändert. Vieles entsteht im intuitiven Spiel, der Wortwitz genauso wie die körpersprachliche Absonderlichkeit. Das, was auf diese Weise entsteht, kann man sich gar nicht ausdenken. Zwar kommen schöne, weise Sachen am Schreibtisch zustande, der naive, profane Einfall aber kommt im Spiel.

STEFAN AMZOLL: Vor solchen Einfällen sprudelte z.B. Ernst Busch, als er zu seinem sechzigsten Geburtstag in der Deutschen Akademie der Künste vor Kultur- und Politpromis einen Liederabend gab und plötzlich die Anwesenden aufforderte, das alte SPD-Wahlkampflied »Wir schlagen Schaum« mitzusingen. Von Abusch bis Grotewohl taten die das auch. Und zwar ganz fügsam. – Anschließend an schon Gesagtes: Was ist eigentlich ein Demokrat?

HANS-ECKARDT WENZEL: Diese Begriffe entstehen ja immer als ein Reflex auf etwas anderes. Die Demokraten sind entstanden in Gegenwehr zu Monarchisten, daß also nicht die Herkunft und das Blut das Entscheidende sind, um Entscheidungen in der Gesellschaft treffen zu können, sondern daß es andere Mechanismen geben müßte. Dieser Ansatz ist ja mittlerweile immer noch ein Unwiderlegter in der Geschichte, daß das dazugehörige Staatswesen sich einigermaßen regenerieren kann, jetzt rein theoretisch gesehen. Aber der Begriff der Demokratie, wo der Demokrat hinten angekettet ist, ist verkommen zu einer Inhaltslosigkeit. Inhalt ist in diesem Begriff nicht mehr enthalten. Er bedeutet nur, daß man Mehrheitsentscheidungen akzeptiert, daß abgestimmt wird. Insofern hat der Begriff die gesamte Bestimmung der Gesellschaft übernommen. Es gibt keine inhaltliche Definition mehr, außer daß die Mehrheit immer recht hat. Das Lied Die Partei, die Partei, die hat immer recht ist vielleicht nur die Variation auf das demokratische Dogma: Die Mehrheit hat immer recht. Und das ist etwas, das nicht hinreichend ist, mathematisch gesprochen. Es ist etwas, mit dem man sich herausredet, keine Verantwortung und keinen Sinn in der Geschichte zu haben. Die Leute werden vom eigenen Sinn freigestellt, weil sie sagen: ja, ich mache das so, weil die Mehrheiten das so wollen.

STEFAN AMZOLL: In der Mehrzahl werden solche Mehrheiten vorweg festgelegt oder über Kampagnen hergestellt.

HANS-ECKARDT WENZEL: Das kommt dazu. Das weiß man seit Napoleon III., Marx hat im 18. Brumaire darüber geschrieben, daß solche Mehrheiten natürlich immer gut beschaffbar sind. Daß das eine Frage ist von Management, von Promotion und was immer. Da kann man eine ganze Menge manipulieren. Es ist ja auch nur die Floskel, die darüber liegt, um eine Gesellschaft, die auf die

Mehrheiten von Geld aus ist, auch inhaltlich irgendwie zu betäuben.

STEFAN AMZOLL: Demokratie auf der Clowns Bühne, gibt es das?

STEFFEN MENSCHING: Wo sonst? Gerade beim Spiel des Clowns ist es wichtig, daß ein demokratisches Verhältnis existiert. Dabei müssen beide nicht gleich sein. Es muß ein Miteinander-Spielen möglich sein. D. h., daß der eine an einem bestimmten Punkt bestimmt und der andere sich zurücknimmt und dann der andere wieder vorgeht. Solange diese Wechselwirkung auf der Bühne funktioniert, ist die Sache spielerisch. Sie ist im Fluß, sie ist lebendig, sie ist auch nachvollziehbar von unten.

STEFAN AMZOLL: Die andere Seite: Bei Euch Clowns laufen mühe-los die Täuschungen und Selbsttäuschungen mit, denen der eifrige Demokrat der Gegenwart unterliegt. Oder?

HANS-ECKARDT WENZEL: Der Begriff des Demokraten ist ja bei Heine, Marx, Tucholsky schön beschrieben worden. Mir liegt dieser Begriff nicht. Ich kann wenig damit anfangen. Ich weiß, daß, wenn man künstlerisch produziert, man kein Demokrat sein kann. Mehrheitsentscheidungen bei Theaterproduktionen, wo man künstlerische Fragen abstimmen läßt, erbringen nur Mittelmaß. Das geht nicht. Für die Gesellschaft ist es eine Notsituation, in der sie das wahrscheinlich akzeptieren muß. Sonst gibt es immer irgendwelche Eliten, die darüber bestimmen, was gemacht werden muß. Es ist kompliziert, Menschen in solchen Staatsgebilden zu versammeln und dieses Staatswesen einigermaßen gerecht zu konstituieren. Ich sehe im Moment nur, daß diese Begriffe nichts bezeichnen, sondern nur überdecken. Sie werden benutzt als Gegenbegriff zu den Dogmatikern, zum Stalinismus, das ist jetzt im Moment ihr Einsatzgebiet.

STEFAN AMZOLL: Er ist ein guter Mensch, der Demokrat.

HANS-ECKARDT WENZEL: Das ist eigentlich der Hintergedanke. Solche Begriffe benennen nichts, außer daß sie moralisch aufwerten sollen. Das ist ein Demokrat, das ist ein guter Mensch. Das sind Begriffe, mit denen man die anstehenden Probleme oder Krisen, die auf diese Gesellschaft zukommen, überhaupt nicht wird lösen können. Das liegt ganz woanders. Jeder Manager lacht sich tot darüber, wenn er in der Firma als Demokrat bezeichnet würde.

STEFAN AMZOLL: In kritischen Situationen werden Demokraten wehrhaft. Mit großer Geste schlagen sie die Angriffe des Gegners ab.

HANS-ECKARDT WENZEL: Die meisten Untaten wurden ja zum Schutz der Demokratie begangen. Um die Demokratie zu schützen, mußten, weil der Reichstag brannte, die Kommunistische Partei und die Sozialdemokratie in Deutschland verboten werden.



Napoleon III. hat zum Schutz der Demokratie das Kaiserreich eingeführt. Unter dieser Fuchtel kann alles geschehen. Nochmals: Demokratie ist ein Begriff, der nichts aussagt, außer daß er Formalien benennt.

STEFAN AMZOLL: Ich las neulich, daß es eine Mauer in den Köpfen zwischen Ost und West nicht gibt. Eine Mauer in Deutschland existiere vielmehr zwischen den Trägen und Ängstlichen einerseits und den Aktiven und Fleißigen andererseits. Durch die Clownsbrille dürftet Ihr das eigentlich ähnlich sehen. Oder was sieht man durch die Clownsbrille?

STEFFEN MENSCHING: Jeder ist eben seines Glückes Schmied. Wer aktiv ist und aufbricht, der hat auch im Osten die Chance, sein Glück zu machen, kann Existenzen gründen – eine Worthülse, wie sie schöner nicht ein kann. Diese Mauer in den Köpfen meint ja die unterschiedlichen Sozialisierungen, aber der Begriff ist ziemlich sinnlos. Daß die einen anders leben als die anderen, das wird sich noch sehr lange halten. Da reproduziert sich vieles immer wieder neu. Man hört heraus, woher der oder der kommt. Man merkt das an der Kleidung, der Frisur, der Wortwahl, der Art zu sprechen und so weiter. Gerade die Unterschiede sind das Interessante. Daß der Osten träge und langweilig und der Westen agil sei, das sind Klischees, die mich nicht interessieren. Viel spannender sind die existierenden Unterschiede.

HANS-ECKARDT WENZEL: Bei der Mauer in den Köpfen schwingt ja immer das noch mit. Erst stand die Mauer in Berlin und jetzt ist sie noch in den Köpfen. Das ist ja, als ob die Gesellschaft in der Lage wäre, ihre Abgrenzungen abzuschaffen. Das macht sie ganz und gar nicht.

Das will sie gar nicht. Sie grenzt ja viel mehr ab, sie teilt ein, wer dazugehört und wer nicht dazugehört. Also es gibt tausende Abgrenzungen und Mauern in dieser Gesellschaft. Daß dieses Bild so benutzt wird, zeugt von der Blauäugigkeit dieses Vereinigungsprozesses, als ob man glaubte, das wäre innerhalb von ein paar Jahren lösbar. Also was ist da? Das sind verschiedene Lebensentwürfe und auch verschiedene Gruppenbildungen. Die Kommune ... ist ja immer ein Hinter-der-Mauer-sein. D.h., man muß sich abgrenzen, das ganze Leben lebt von Abgrenzungen.

STEFAN AMZOLL: Der Ostmensch soll ungehindert amalgamieren mit dem westlichen Wertesystem. Das ist doch der tiefere Sinn der Entmauerung. Und das funktioniert nicht. – Zum Schluß: Wenn der liebe Gott Sie nach dem Unmöglichen fragen würde, das zu fordern ist, was würden Sie antworten?

STEFFEN MENSCHING: Ich glaube, das Unmögliche ist eine Euphorie, die nicht in Resignation endet. Das ist das, was jeder sich erträumt: ein Glücklichein ohne abzustürzen. Aber ob das zu wünschen ist, weiß ich nicht. Wenn wir die Abstürze und Abschiede nicht hätten, würde uns irgendwann dieser glückliche Zustand auf

die Nerven fallen. Also etwas, was man sich erhofft und dabei gleichzeitig glücklich ist, wenn es nicht eintrifft.

STEFAN AMZOLL: Heiner Müller hat einmal gesagt, die Wirklichkeit sei durch Kunst unmöglich zu machen. Ist diese Rolle ausführbar?

HANS-ECKARDT WENZEL: In gewissem Sinne tut man das auch. Das heißt: Es ist ja dieses Wortspiel mit drin, daß sie nicht mehr als möglich gehalten wird, so wie sie ist, die Wirklichkeit. Also sie ist nicht möglich, sondern sie ist un-möglich. Und die Wirklichkeit, so wie wir existieren, ist ein unmöglicher Zustand. Sie ist aber nur dann als wirklich unmöglicher Zustand zu sehen, wenn ich aus dem Provinzialismus hinauskomme, wenn ich einen Blick über die ganze Erde schicke und das Unglück in mein Glück subsumiere, was auf dieser Welt existiert. Und das kommt immer mehr aus der Mode. Ja, sie zu durchdenken, wird gemeint, sei Sache der Linken. Die sollen sich um die Dritte Welt kümmern. Wir leben aber in keinem moralischen Problem, wir leben in den Problemen der Gattung. So gesehen ist die Welt, in der wir leben, eine unmögliche. Für Millionen ist es unmöglich, in ihr zu leben. Und daß ich darin lebe, ist mein Unglück: mein Glück auf Kosten ihres Unglücks. Und wenn ich dieses nicht immer wieder begreife, dann habe ich auch kein Verhältnis mehr zur Wirklichkeit. Ich muß sie so unmöglich machen, daß sie nicht so weiter existiert. Das ist meine Funktion. Ich sehe sie zumindest darin.